

CAROLINE SEIBT

Weil
sie
lügt

THRILLER

DROEMER✱

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**



Originalausgabe Juni 2026

© Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Landsberger Straße 346, 80687 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Redaktion: Antje Steinhäuser

Covergestaltung: © SO YEAH DESIGN, Gabi Braun

Coverabbildung: SO YEAH DESIGN, Gabi Braun
unter Verwendung eines Motives von Trevillion Images

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-56700-5

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

2 4 5 3 1

Für alle, die im Regen stehen

PROLOG

Die Hölle ist kein Ort, an dem ein rotes Männchen mit Dreizack um ein Flammenmeer tanzt. Sie ist ein etwa acht Quadratmeter großer, fensterloser Raum. Es gibt keine Bilder an den Wänden. Keine Uhr, an der sich meine Augen festhalten können.

Von der Decke hängt eine einzige Lampe, deren Lichtkegel auf einen Tisch aus dunkel furniertem Holz fällt. Ich sitze mit dem Rücken zur Tür. Meine Hände verberge ich auf meinem Schoß unter dem Tisch, damit der Mann auf der anderen Seite nicht sieht, wie ich meine Fingernägel in meine Handballen bohre. Schmerz hilft mir, konzentriert zu bleiben. Und Konzentration ist wichtig. Ich darf jetzt nichts Falsches sagen. Ich darf es nicht vermasseln.

»Ich muss dir leider diese Fragen stellen, Anna. Ich darf doch Anna sagen, oder?«

Als ich nicke, deutet der hagere Polizist stumm auf das Mikrofon, das vor meinem Mund schwebt und jedes meiner Worte aufzeichnen wird.

»Anna ist okay.«

All die Male zuvor hat mich eine junge Polizistin verhört. Wahrscheinlich wurde sie von dem Fall abgezogen, weil sie noch immer nichts Handfestes gefunden haben. Noch immer gibt es keine Antworten. Nur bohrende Fragen.

»Du wirst nicht verdächtigt, habe keine Angst, Anna. Wir unterhalten uns nur. Meine Kollegen und ich möchten deiner Schwester helfen. Wir wollen verstehen, was passiert ist.«

»Und ich erst«, sage ich leise. Wenn ich morgens aufwache und die Albträume noch wie Abziehbilder an meinen Pupillen kleben, dann denke ich zuerst an Juli. Auf meinem Handy habe ich eingestellt, dass ich bei jedem Leichenfund im Umkreis automatisch eine Meldung bekomme. Trotzdem durchsuche ich jeden Morgen zusätzlich die großen Nachrichtenseiten. Ohne Ergebnis. Von Zeit zu Zeit finden sie andere Frauen, Schwestern und Töchter. Nur Juli bleibt wie vom Erdboden verschluckt.

»Möchtest du einen Anwalt?«

Ich schüttle den Kopf, dann fällt mir das Mikrofon wieder ein, und ich sage laut: »Nein.«

Jeder, der schon mal *CSI Miami* gesehen hat, weiß doch, dass es zwei Sorten von Anwälten gibt. Diejenigen, die man sich leisten kann, und diejenigen, die etwas taugen. Ein guter Anwalt kostet so viel, dass ich wahrscheinlich eine meiner Nieren verkaufen müsste, um das Honorar bezahlen zu können. Auf der Kommode im Flur unserer Wohnung stapeln sich jetzt schon die Rechnungen und Mahnungen zu wackligen Türmen auf. Dazu kommen die laufenden Honorare für Privatdetektive. Sogar ein Medium für zweihundert Euro hat meine Mutter kurz nach dem Verschwinden engagiert. Die Frau mit der platinblonden Dauerwelle und der Halskette in Form eines Auges zündete einen Strauch Salbei in unserem Wohnzimmer an. Sie legte Tarotkarten auf den Tisch. Jedes Mal, wenn sie eine neue Karte aufdeckte, sog sie zischend Luft durch ihre violett geschminkten Lippen ein. Dann legte sie die rechte Hand auf ihr Herz und schüttelte traurig den Kopf. Die langen Ohrringe klimpern im Takt.

»Nicht gut. Drei Schwerer. Gar nicht gut.«

Nach der letzten Tarotkarte eröffnete sie uns, dass Juli jetzt an einem sehr kalten und dunklen Ort ist.

Sie sagte, meine Schwester liegt wahrscheinlich auf dem Grund eines Sees. Ihr Körper ist mit einem Stein oder einem Betonpfeiler beschwert, genau wie sie es in Mafiafilmen manchmal machen.

Im Nachhinein klingt es so lächerlich. Vermeidbar. Aber wenn man verzweifelt ist, dann klammert man sich nun mal an jeden Strohalm, egal wie klein und erbärmlich er auch sein mag. Ich erwische mich ja selbst dabei, dass ich nicht mehr am Wasser vorbeigehen kann, ohne wenigstens einmal hineinzusehen. Nur für den Fall, dass meine große Schwester dort auf mich wartet.

»Möchtest du, dass noch jemand bei diesem Gespräch dabei ist? Du kannst natürlich jederzeit zu Hause anrufen«, sagt der Polizist und reißt mich damit aus meinen düsteren Gedanken.

»Nein. Meine Mutter ist ...«, ich starre unter dem Tisch auf meine Fingernägel, die inzwischen rote Halbmonde auf meinen Handinnenflächen hinterlassen haben, »... sie ist wirklich beschäftigt. Und mein Vater ist bei der Arbeit. Sonst gibt es niemanden, den ich anrufen kann. Ich komm schon klar. Können wir jetzt anfangen? Ich muss meinen kleinen Bruder in drei Stunden abholen.«

Manchmal wünsche ich mir, ich könnte meinen Platz mit Leon tauschen. Dann schäme ich mich dafür, wie egoistisch dieser Gedanke ist. Er begreift noch nicht, dass Juli wahrscheinlich nie mehr zu uns zurückkommt. Falls doch, dann nur in einem Sarg. Sein Verstand ist noch nicht vergiftet genug, um sich all die Bilder auszumalen, die den Rest von uns so quälen.

»Natürlich«, sagt der Polizist und lächelt freundlich. »Fangen wir mit dem Abend vor dem Verschwinden an. Mit eurem Streit.«

Im Nachhinein wundere ich mich selbst darüber, wie naiv ich war. Wie bereitwillig ich all die Fragen beantwortet habe. Bis zum Schluss war ich mir sicher, die Polizei wäre auf unserer Seite. Dabei haben sie in all den Befragungen gelauert wie Hyänen. Auf ein Zögern, ein Stolpern, einen Riss.

Wieder und wieder habe ich die schrecklichsten Tage meines Lebens vor ihnen ausgebreitet, ihnen die einzelnen Bruchstücke erklärt wie ein hässliches Mosaikbild. Ich habe die winzigen Scherben im Licht gedreht, sie von allen Seiten betrachtet und probiert, sie neu zusammensetzen.

Aber es klappte nicht.

Wie sehr ich es auch versucht habe, am Ende jeder Befragung kam die Polizei zum gleichen Schluss.

Meine große Schwester Juli ist tot.

Und jemand aus unserer Familie trägt die Schuld daran.

TEIL 1

Knochen

KAPITEL 1

Anna

Einer dieser Bilderbuch-Sommertage. Wolkenfreier Himmel. Achtundzwanzig Grad. Das Zirpen von Grillen in der Luft.

In meiner Erinnerung bin ich etwa vier Jahre alt. Mit zitternden Knien stehe vor unserer Wohnung auf dem Bürgersteig. Meine Beine drücke ich fest auf die roten Pflastersteine, um ja nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Mein dürrer Hintern in der Adidas-Sporthose schwebt über dem Gummisattel. Die Hose habe ich von Juli geerbt, wie die meisten meiner Klamotten. Sie ist mir noch ein bisschen zu groß, deswegen habe ich sie mit einem alten Schnürsenkel festgebunden. Trotzdem muss ich den Bund alle paar Minuten hochziehen.

»Bereit?«, fragt eine Stimme dicht hinter mir.

Ich kann meinen Vater nicht sehen, bloß den Schatten auf dem Asphalt. Riechen kann ich ihn auch: Aftershave und Motorenöl. Er steht dicht hinter mir, um mich zu fangen, wenn ich falle. Und ich falle oft. Weil ich aber meistens übe, während Papa noch in der Autowerkstatt arbeitet, sind meine Knie grün-gelb-lila-violett. Wie reifende Früchte wechseln die Flecken auf meiner Haut von Tag zu Tag ihre Farbe. Juli sitzt im Schneidersitz auf dem schmalen Grünstreifen zwischen Wohnung und Bürgersteig, um sich das Spektakel nicht entgehen zu lassen. Sie rupft die wenigen Gänseblümchen aus dem Gras und knotet sie zu einer Kette.

»Ich kann das nicht.« Ich beiße mir auf die Zunge. Das

Zittern meiner Knie kann man sogar in meiner Stimme hören. Anna Angsthase.

»Fahrrad fahren ist einfach, Kleines. Denk einfach nicht dran, dass du fährst. Dann ist es wie atmen. Ganz natürlich.«

Ich strafe den Schatten neben mir mit einem bösen Blick ab. Mein Vater hat anscheinend keine Ahnung, was einfach ist und was nicht. Er behauptet ja auch, es sei leicht, einen Autoreifen zu wechseln oder eine Münze hinter dem Ohr verschwinden und wieder auftauchen zu lassen.

Vor Frust presse ich meine Hände so fest um das Lenkrad, als wolle ich es erwürgen.

Es muss am Fahrrad liegen. Zum Geburtstag habe ich mir eins in Rosa mit blitzenden Speichen gewünscht, die in der Dämmerung wie Glühwürmchen leuchten. Solche Fahrräder fahren die älteren Mädchen in der Grundschule. Darauf wäre es sicher viel leichter. Ein Klacks. Stattdessen muss ich das alte Rad meiner Schwester nehmen, das vor ihr schon dem Nachbarsjungen gehört hat und vor ihm wahrscheinlich noch zehn anderen Kindern. Dementsprechend zerbeult und mitleiderregend sieht es aus. Könnte es sprechen, würde es wahrscheinlich darum betteln, endlich von seinem Leid erlöst zu werden. Das Fahrrad hat keine blitzenden Speichen, ist dunkelblau und damit für mein vierjähriges Ich nahezu unerträglich hässlich.

»Keine Angst, Anna. Ich bin ja hier. Dir kann nichts passieren«, sagt mein Vater. Dieses Mal glaube ich ihm. Also steige ich auf die Pedale und trete los. Einmal, zweimal, *ich fliege*, dreimal, dann schwanke ich plötzlich zur Seite. Nur habe ich dieses Mal keine Angst vor dem Aufprall, weil ich weiß, dass er nicht kommen wird. Zwei starke Hände halten mich in der Luft. Unter den Fingernägeln klebt noch schwarzes Motorenöl.

»Nicht schlecht!«, ruft Juli von der Seitenlinie und grinst

mich an. Die Gänseblümchenkette hängt mittlerweile um ihren Hals. »Du bist sicher so ein Stück weit gekommen.« Sie hält Daumen und Zeigefinger hoch, um mir zu zeigen, wie wenig Strecke ich gemacht habe. Natürlich weiß sie, dass sie mich damit anstachelt. Ich springe direkt zurück auf den Sattel. 3 – 2 – 1 – los! Dieses Mal sind es immerhin vier Tritte, bevor ich das Gleichgewicht verliere. Wieder fangen mich zwei Hände auf.

Ich sehne mich so sehr zurück in diese Zeit, dass es manchmal körperlich wehtut.

Damals, als Juli noch bei uns war.

Und die Welt unseren Vater noch nicht für einen Mörder gehalten hat.

Neunzehn Jahre später besitze ich noch immer kein rosa Fahrrad mit blitzenden Speichen. Stattdessen ein rostiges Conway mit aufgeplatztem Ledersitz. Hauptsache, es fährt, denke ich und trete in die Pedale, so schnell ich kann. Vorbei am ALDI, dem Bäcker, der einzigen Tankstelle im Ort. Hinein in die Neubausiedlung, die schon lange kein Neubau mehr ist. Die Menschen hier nennen sie nur so, weil danach nichts mehr im Ort entstanden ist.

Auf allen Dächern glänzen Solaranlagen. In den Vorgärten brummen Wärmepumpen. Ich fühle mich wie ein Fremdkörper, wenn ich mit meinem rostigen Conway-Rad an den BMWs und Mercedes-E-Klassen vorbeifahre. Ein einziger Blick auf meinen Mantel voller Wollfäden und meine H&M-Kunstlederstiefel mit den durchgelatschten Sohlen reicht, um mich zu verraten. Ich bin bloß Aschenputtel, die in ihren Lumpen kurz das Schloss betreten und ein paar Stunden am bunten Treiben teilhaben darf.

»Spätestens mit dreißig wohne ich hier«, hat Juli öfter gesagt, wenn wir mit dem Schulbus an der Siedlung vorbeige-

fahren sind. Sie hat sich die Nase an der Scheibe platt gedrückt, als wären wir in einem Zoo und würden eine exotische Tierart begutachten, die sie sonst nur aus dem Fernsehen kennt.

»Ist das nicht ein bisschen spießig?«, habe ich gefragt.

In meinen Augen war meine Schwester immer eine, die weggehen wird. Eine, die aus der Kleinstadt hinauswächst. Schließlich wollen alle, die was auf sich halten, weg von hier. Bloß raus aus dem Kaff und der Einöde.

»Red nicht so einen Quatsch, Anna. Weißt du, wer so was spießig nennt? Nur die, die schon alles haben. Die in hübschen sauberen Häusern wohnen, in denen die Kühlschränke immer voll sind. Und die jedes zweite Jahr ein neues Handy unter dem Weihnachtsbaum finden. Und wenn denen was kaputtgeht, dann kaufen sie es eben neu. Für sie ist es das Normalste und Langweiligste der Welt. Aber du und ich, wir beide wissen, dass es verdammt harte Arbeit ist.«

Danach hab ich den Mund gehalten. Irgendwie hatte Juli ja recht. Meine große Schwester hatte meistens recht, auch wenn ich das damals natürlich nur unter Folter zugegeben hätte.

Ganz am Ende der Neubau-Spießer-Siedlung steht ein quadratisches Haus mit weißer Fassade und anthrazitfarbenen Sprossenfenstern. Im Vorgarten zieht gerade der Mähroboter seine Bahnen auf dem millimeterkurzen, moosfreien Rasen. Ich schiebe mein klappriges Fahrrad durch das Gartentor und lehne es an das riesige Klettergerüst, ohne es anzuschließen. Klauen würde es hier sowieso niemand. Höchstens etwas Müll danebenstellen, damit der nächste fahrende Schrotthändler es auf seinen Transporter wirft.

Willkommen bei Familie Westrup, steht auf dem Schild neben der Eingangstür. Klingeln muss ich nicht mehr. Seit etwa sechs Wochen habe ich einen eigenen Schlüssel. Er hängt an

einem tropfenförmigen Anhänger, der über und über mit winzigen Swarovskisteinen bedeckt ist. Selbst hätte ich mir niemals so einen ausgesucht. Abgesehen davon, dass ich ihn ziemlich hässlich und protzig finde, hätte ich ihn mir wahrscheinlich auch nicht leisten können. Ich habe danach gegoogelt und mit Erschrecken festgestellt, dass der kitschige Glitzeranhänger so viel wert ist wie mein üblicher Monateinkauf.

Das Erste, was mir jedes Mal auffällt, wenn ich durch die Tür ins Haus der Westrups trete, ist der Geruch. Jedes Zuhause und jede Familie hat ihren eigenen Geruch. Die Westrups riechen nach teurem Weichspüler und dem frisch gebackenen Brot, das ihnen mehrmals in der Woche bis an die Tür geliefert wird. Man könnte den Duft in Flaschen abfüllen und weltweit als Eau de Toilette verkaufen. Ich sehe sogar schon die Werbekampagne vor mir: zwei Kinder, die im Garten spielen, *Schnitt*, ein Mann, der eine Blume pflückt und sie einer Frau reicht, *Schnitt*, ein reich gedeckter Abendbrotstisch, an dem die ganze Familie sitzt und lacht, während eine verführerische Frauenstimme im Hintergrund den Namen des Duftes säuselt. Irgendetwas Französisches, das nach Geld und heiler Welt klingt. *Eau de la famille*.

»Ich bin da!«, rufe ich in den leeren Flur des Hauses und schlüpfte aus meinem Mantel.

Normalerweise höre ich zuerst die kleinen Schritte im oberen Stockwerk. Charlotte ist eines dieser Mädchen, die niemals gehen. Sie bewegt sich ausschließlich hüpfend vorwärts. Wahrscheinlich liegt es daran, dass ihr Terminkalender schon mit elf Jahren so voll ist, dass sie sich immer beeilen muss. Montags Klavier.

Dienstag begleitetes Lesen und kreatives Schreiben.

Mittwochs Gesangsunterricht.

Donnerstag und Freitag zur Theater-AG.

Am Samstag Ballett.

Ihr Stundenplan klingt danach, als könnten ihre Eltern sich noch nicht entscheiden, ob sie später Konzertpianistin, Schauspielerin oder doch Gewinnerin des deutschen Buchpreises werden soll.

Vier bis fünf Abende in der Woche passe ich auf Charly auf. Sie freut sich immer, wenn wir zusammen *abhängen*. So nennt sie es zumindest, wenn wir gemeinsam Trash-TV sehen und ihrer Mutter später erzählen, wir hätten gemeinsam gelesen oder Französisch geübt. Wenn Helena gegen neunzehn Uhr von der Arbeit nach Hause kommt, ist sie zu müde, um ernsthaft nachzufragen, was wir die ganze Zeit über getrieben haben. Meistens machen wir nur ein bisschen Small Talk. Mein Glück. Ich spreche nicht einmal Französisch. Ein gefälschtes Empfehlungsschreiben einer ausgedachten Familie hat ausgereicht, um sie von mir zu überzeugen. Charlottes Vater Henri habe ich bisher erst vier-, vielleicht fünfmal gesehen. Laut LinkedIn ist er Senior Partner in einer Unternehmensberatung und berät Kunden in ganz Europa.

»Charly?«, rufe ich in das eigenartig stille Haus. Mit angehaltenem Atem lausche ich auf das typische Poltern auf der Treppe, wenn Charlotte sich hüpfend den Weg nach unten bahnt, doch es kommt keins. Oben rührt sich nichts.

Stattdessen höre ich schwere Schritte im Wohnzimmer. Die Schiebetür zum Flur gleitet auf. Henri Westrup steht im Türrahmen. Seit ich hier arbeite, habe ich ihn überhaupt noch nicht bei Tageslicht gesehen. Wie ein Vampir versteckt er sich den ganzen Tag in irgendwelchen Meetings und kriecht erst nach Einsetzen der Dämmerung aus dem Büro.

»Hi, Anna. Charly ist leider nicht zu Hause. Helena ist mit ihr ins Outlet gefahren. Mutter-Tochter-Tag.«

»Oh, hi. Soll ich heute denn gar nicht aufpassen? Ich mei-

ne, das wäre nicht weiter tragisch. Dann kann ich meiner Mutter Bescheid geben, dass ich heute doch nicht bei euch bin, und den Wocheneinkauf übernehmen.« Ich taste nach dem Handy in meiner Tasche. Wahrscheinlich hat Helena mir erst vor ein paar Minuten die Absage geschickt. Das ist typisch für sie. Sie nennt es *spontan* sein. Ich nenne es unzuverlässig, auch wenn ich ihr das natürlich nie ins Gesicht sagen würde. Die Hand, die einen füttert, beißt man bekanntlich nicht.

»Aufpassen musst du nicht, aber es ist trotzdem gut, dass du heute hier bist. Magst du dich kurz mit mir in die Küche setzen? Ich würde gern etwas mit dir besprechen.«

Mein Magen zieht sich vor Nervosität zusammen. Ein Gespräch, das so beginnt, endet niemals gut. Es ist wie das »*Wir müssen reden*« am Ende einer Beziehung oder das »*Bist du dir sicher, dass du mir nichts erzählen willst?*«, wenn man ganz genau weiß, dass man Mist gebaut hat und das Karma gleich mit voller Wucht zuschlägt.

»Kaffee? Espresso?«, fragt Henri. Ich lehne dankend ab. Mit weichen Knien setze ich mich auf einen der Barhocker an der riesigen Kücheninsel. Nur ein einziger Schluck Kaffee, und mein Herz würde vor Aufregung explodieren und als Konfetti auf die blitzblanke Marmorfläche regnen. Henri nimmt eine Tasse mit zartem Henkel aus einem der Küchenschränke und stellt sie unter den Kaffeefullautomaten. Die Maschine röhrt einige Sekunden, dann spuckt sie schwarzen Espresso in das Porzellan.

»Wie lange arbeitest du jetzt schon für uns?«, fragt er und setzt sich mit der dampfenden Tasse auf die andere Seite der Kücheninsel.

»Drei Monate. Etwa.«

»Helena und Charlotte schwärmen viel von dir. Du hast uns hier in all der Zeit unheimlich unterstützt. Gerade wenn

Helena spontan länger arbeiten musste und du eingesprungen bist. Es ist für sie nicht so leicht, alles unter einen Hut zu bekommen. Wir sind dir wirklich dankbar für deine Hilfe, Anna.« Das Gespräch entwickelt sich anders, als ich nach dem Einstieg erwartet habe. Bietet er mir gleich eine Gehaltserhöhung? Mehr Arbeitsstunden pro Woche? Ich höre das Geld schon in meinen Taschen klimpfern.

»Gern. Charlotte macht es mir aber auch leicht. Sie ist so ein besonderes Mädchen!«, sage ich. Spoiler: ist sie nicht. Man nehme ein x-beliebiges elfjähriges Mädchen aus halbwegs behüteten Verhältnissen, ziehe ihr teure Kleidung ohne einen Hauch Polyester an, flechte ihr die Haare nach hinten, et voilà: Schon hat man Charlotte 2.0. Aber wenn mir ein bisschen Schleim jetzt hilft, jeden Monat mehr Geld nach Hause zu bringen, dann hinterlasse ich gern eine klebrige Spur. Und na ja, ich mag Charlotte inzwischen echt gern.

Henri lächelt mich an und stürzt dann den kochend heißen Espresso hinunter. Mit einem lauten Klirren stellt er die Tasse auf der Kücheninsel aus weißem Marmor ab.

»Es ist nur leider so, dass wir deine Hilfe in Zukunft nicht mehr brauchen werden.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, außer vielleicht: Verdammst, ich brauche diesen Job. Ich bin hier noch nicht fertig. Ich brauche das Geld. Es ist alles längst verplant: für Benzin, für die Stromnachzahlung, die jedes neue Jahr im Januar in unserem Briefkasten landet, und für Leons Klassenausflug im Frühjahr. »Heute bezahlen wir dich selbstverständlich für die gesamte Zeit. Immerhin hast du dir den Abend extra frei gehalten«, sagt Henri. Aus seinem Mund klingt das, als müsste ich mir die Abende extra freischaufeln. Als hätte ich einen Haufen Verabredungen und Hobbys, die ich irgendwie in meinem Tag unterbringen muss. Dabei sind die einzigen regelmäßigen Verabredungen in meinem Leben die Abend-

essen und Schwimmbadausflüge mit meinem kleinen Bruder. Dazu noch die Netflix-Dates mit mir selbst und ein paar Kugeln Eiscreme. Aber das muss Henri ja nicht wissen. Er greift in die Gesäßtasche seiner Chinohose und zieht ein paar Scheine heraus. Der Lohn für mindestens zwei Wochen. Meine Hand schnellte nach vorne und greift nach den Scheinen, bevor er es sich doch anders überlegt oder genauer nachzählt.

»Habe ich denn irgendetwas falsch gemacht?«, frage ich, während ich die Scheine in meine eigene Tasche stopfe.

»Es hat nichts mit dir zu tun, Anna. Es ist nur so ...«, sagt Henri und zieht das O am Ende dabei unheilvoll in die Länge. »Es ist nur so, dass Charly letzte Woche in der Klasse von dir erzählt hat. Und einige der Kinder kannten dich und ... deine Geschichte. Du weißt ja, in dem Alter haben Kinder eine wilde Fantasie. Charlys Freunde haben Gruselgeschichten darüber erzählt, was deiner Schwester zugestoßen ist. Und Charly hat seitdem, ja, sie hat ein bisschen Angst. Diese ausgedachten Schauernmärchen haben sie sehr aufgewühlt.«

Seine Hand kriecht wie eine Schlange über die Kücheninsel. Henri legt seine Finger auf meinen Handrücken. Ich muss mich zwingen, sie nicht ruckartig wegzuziehen.

»Wir haben versucht, mit ihr zu reden. Aber ein kleines Mädchen lässt sich nun einmal nicht mit logischen Argumenten überzeugen. Es tut mir leid, Anna. Ich weiß, wie unfair das ist.« Mit seinem Daumen streicht er über meinen Handrücken. Seine Haut ist ganz kalt und trocken. Reptilienhaut.

»Ich gehe dann jetzt besser«, sage ich.

Im Flur nehme ich meinen Mantel von der Garderobe, den ich erst vor wenigen Minuten aufgehängt habe. Der Stoff auf der Innenseite ist sogar noch warm.

»Darf ich noch kurz?«, frage ich und deute auf das Gästebad neben der Garderobe.

Ich schließe die Tür hinter mir. Wie alles im Haus ist auch das Bad sauber, modern, teuer. Kupferfarbene Wasserhähne, die aus der Wand zu wachsen scheinen. Ein Waschbecken aus Naturstein. Nicht mal mit der Lupe könnte man hier Staubkörner oder Kalkflecken finden. Aus dem runden Spiegel über dem Natursteinwaschbecken starrt mein Gesicht zurück, eingefallen und blass. Manchmal erschrecke ich mich noch immer darüber, wie anders ich plötzlich aussehe, seit Juli fort ist. Es gibt eine Anna-davor und eine Anna-danach.

Ich wende den Blick von der Anna-danach ab und öffne den Toilettendeckel. Das Porzellan schlage ich dabei gegen den Spülkasten, um sicherzugehen, dass Henri es hört. Er darf keinen Verdacht schöpfen. Ich lausche, ob draußen vor der Tür irgendwas passiert. Stille. Eine Minute lang warte ich, spüle, schließe den Toilettendeckel geräuschvoll wieder. Dann drehe ich den Wasserhahn voll auf. Das Rauschen des Wassers übertönt das leise Klirren, als ich den Tropfenanhänger voller Swarovskisteine aus meiner Manteltasche ziehe. Ich löse den Schlüssel vom Anhänger und tausche ihn aus. Meine Wahl fällt auf den Schlüssel zu dem Kellerabteil unserer Wohnung. In ein paar Wochen werden die Westrups vielleicht merken, dass der Schlüssel am Anhänger nicht mehr in ihre Haustür passt, und sich wundern. Aber das ist mehr als genug Zeit für das, was ich vorhabe. Ich schaufle mir zwei Hände voll Wasser ins Gesicht, trockne mich an dem flauschigen, nach Weichspüler duftenden Handtuch wieder ab und öffne die Tür.

»Richte Charly und Helena liebe Grüße von mir aus. Danke für die schöne Zeit mit euch«, sage ich und reiche ihm den falschen Schlüssel an dem kitschigen Anhänger. Henri sieht

nicht mal hin. Und selbst wenn, würde er wohl kaum einen Unterschied bemerken.

»Danke dir, Anna. Für alles«, sagt er zum Abschied.

Wenn du wüsstest, denke ich, sage aber nichts.

Gänsehaut breitet sich in meinem Nacken aus, als ich über den Rasen gehe. Ich steige schnell auf mein Klapperrad und fahre weg.

Vorerst. Der Haustürschlüssel der Westrups klirrt bei jedem Tritt in die Pedale beruhigend in meiner Manteltasche.

KAPITEL 2

Katharina

Ganz egal, ob man vor oder hinter den Gitterstäben steht – in einem Gefängnis fühlt man sich immer wie ein eingepferchtes Tier. Der Grad zwischen schuldig und unschuldig ist schmal. Jeder von uns ist in der Lage, Unrecht zu begehen. Nur liegt unsere Hemmschwelle unterschiedlich weit oben.

Schweigend folge ich den Justizvollzugsbeamten durch die Gänge.

Unsere Schritte hallen eigenartig laut von den kargen Wänden wider, an denen kein einziges Bild hängt. Alles kann hier zu einer Waffe umfunktioniert werden: auch Bilderrahmen und Nägel.

Ich bin erleichtert, als wir an dem offiziellen Besuchsraum vorbeigehen, in dem die Insassen üblicherweise ihre Angehörigen empfangen. Auch wenn sie keine Waffen haben, würden sie wahrscheinlich versuchen, mich mit ihren Blicken zu töten. Immerhin habe ich dazu beigetragen, dass der eine oder andere von ihnen einen lebenslangen Aufenthalt gewonnen hat. Vollpension inklusive versteht sich, nur ist die Auswahl hier drin nicht gerade üppig. Meistens gibt es nicht einmal Nachtisch.

»Wir haben einen der Gesprächsräume reserviert«, sagt einer der beiden Männer vor mir.

Bislang kenne ich diesen Teil des Gefängnisses nur aus Erzählungen. Einige Kollegen nennen die kleinen Räume scherzhaft Love-Islands – kleine Inseln im Gefängnis, in de-

nen häufig Ehen vollzogen und geschieden werden. Nur dort bekommen die Insassen etwas Privatsphäre. Es gibt keine Kameras, keine falschen Spiegel, keine Mikrofone.

»Wie abgesprachen, werden wir direkt hinter der Tür warten. Ein Wort, und wir sind sofort da.«

Ich nicke und versuche, das drückende Gefühl in meiner Magengegend zu ignorieren. Normalerweise höre ich auf mein Bauchgefühl. Es hat mir schon mehr als einmal das Leben gerettet. Aber heute habe ich keine Wahl.

Kein Anwalt, kein weiterer Polizist, kein Wärter, nicht die Staatsanwältin, nur ich allein – das sind seine Bedingungen.

Zwei Beamte in Rufweite direkt hinter der Tür, und die Handschellen bleiben an – das sind meine.

Als ich die Tür öffne, wartet mein Gesprächspartner bereits auf mich. Der untersetzte Mann mit Halbglatze sieht nicht aus wie jemand, der einen anderen Menschen mutwillig verletzen, geschweige denn ermorden könnte. Aber das tun die wenigsten hier. Die Tür fällt mit einem Knallen hinter mir ins Schloss. Auf dem teigigen Gesicht breitet sich ein herzliches Lächeln aus.

»Frau Engels. Wie schön! Wer hätte gedacht, dass wir zwei uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen. Setzen Sie sich doch zu mir.«

Seine Handschellen schlagen gegen die Tischkante, als Kurt Hofer auf den freien Stuhl neben sich deutet. Ich darf keine Angst zeigen. Männer wie er riechen die Angst und die Unsicherheit. Es macht sie an. Trotzdem ziehe ich die Lehne ein Stück weiter zu mir, um den Abstand zwischen uns zu erhöhen. Ich bin ja nicht lebensmüde. Hofer lächelt mich an. Zufrieden stelle ich fest, dass einer der Zähne abgebrochen ist. Anscheinend macht er hier drin Bekanntschaft mit der einen oder anderen Faust. Verdient hat er es.

»Sie sind heute wohl etwas scheu?«

Ich setze mich, schlage die Beine übereinander und sehe ihn aufmerksam an.

»Sie haben exakt zwanzig Sekunden, um mich zu überzeugen, dass das hier keine reine Zeitverschwendung ist.« Das Lächeln auf Hofers Gesicht bekommt einen feinen Riss. Wahrscheinlich hätte er sich lieber ein Küsschen links, ein Küsschen rechts zur Begrüßung gewünscht. Weibliche Aufmerksamkeit ist hier drin Mangelware.

»Moment, was springt für mich dabei raus? Sie haben mich hierher verfrachtet. Sie kriegen mich auch wieder heraus, nicht wahr? Zumindest können Sie sich dafür einsetzen, dass meine Strafe ein bisschen verkürzt wird. Die Tage hier drin sind dann doch ein wenig monoton.«

»Die Hälfte der Zeit ist um. Zehn. Neun ...«

»Herrje, Sie haben aber Haare auf den Zähnen bekommen. Steht Ihnen nicht gut.«

»Sechs. Fünf.«

»Brunner. Juliane Brunner. Die süße, blutjunge Juli. Das ist der Fall, um den es geht.«

Ich verstumme. Er lacht mir ins Gesicht, klopft sich auf die Schenkel, sodass die Ketten rasseln.

»Gott, ich wünschte, hier drin gäbe es einen Spiegel. Sie sollten sich selbst jetzt mal sehen.«

Jeder ungelöste Fall ist wie eine juckende Narbe. Vor allem in der Nacht, wenn ich wieder mal nicht schlafen kann, begutachte ich meine Verletzungen und frage mich, ob ich wirklich alles getan habe, was möglich war. Ob ich jeder Spur, jedem Hinweis mit genug Ernsthaftigkeit nachgegangen bin.

Der Name Juliane Brunner ist eine solche Narbe, die mich nachts wach hält. Sie kribbelt und brennt. Manchmal kratze ich so fest daran, dass sie anfängt zu bluten.

Ihre Familie meldete die junge Frau erst knapp drei Tage

nach ihrem Verschwinden als vermisst. So lang hatten die Eltern sich an die Hoffnung geklammert, dass es eine harmlose Erklärung für die fehlenden Lebenszeichen ihrer dreiundzwanzigjährigen Tochter gibt. In diesem Alter fährt man spontan in den Urlaub, besucht Freunde, verliebt sich und verlässt dann schon mal drei Tage lang das Bett nicht. Deshalb schickten meine Kollegen die besorgten Eltern zuerst auch wieder fort. Juliane Brunner war für uns zu Beginn einfach eine unbekümmerte Dreiundzwanzigjährige, die sich eine kleine Auszeit nahm.

Dann verstrich der vierte Tag ohne Lebenszeichen.

Und der fünfte.

Und langsam wurde allen klar, dass dieser Fall nicht so glimpflich enden würde wie viele andere.

Bis heute quält mich die Frage, ob wir Juliane gefunden hätten, wenn wir den Ernst der Lage sofort begriffen hätten.

»Also, wie sieht es aus? Sie regeln das mit der Strafminderung, ich sage Ihnen, was ich weiß. Wir beide gehen als Gewinner hier raus.« Hofers Grinsen wird noch breiter.

Ich stehe mit leeren Händen da. Als Polizistin kann ich nur gut ermitteln. Über die Schwere der Schuld und angemessene Strafen urteilen andere. Ich blicke zur Tür. Blicke wieder in das Gesicht des Mannes, der seine eigene Ehefrau nach fünfzehn Jahren Ehe mit bloßen Händen erwürgt hat.

Ich beuge mich so weit vor, dass ich Gefängnisseife und Schweiß auf seiner aufgedunsenen Haut riechen kann. Nur dreißig Zentimeter trennen die Kette zwischen Hofers Handgelenken und meine Kehle voneinander. Eine schnelle Bewegung, und ich könnte die Nächste sein. Ich kann sehen, wie sich die feinen Härchen auf seinen Armen aufrichten. Er atmet schwer. Laut Gesetz darf ich ihn durch die Vortäuschung falscher Tatsachen nicht zu einer Aussage bewegen. Aber wo kein Zeuge, da kein Kläger.

»Wenn die Informationen zu einem Durchbruch führen, dann kann ich etwas für Sie tun«, sage ich mit gesenkter Stimme, damit die Wärter draußen mich nicht hören. »Ich kenne die Staatsanwältin gut. Ich kann Ihren Fall bei einem Glas Wein ansprechen. Spielen Sie einfach mit.«

Ich rücke ein Stück von ihm ab und hebe die Stimme wieder, sodass die Wärter hinter der Tür jedes Wort mitanhören können.

»Glauben Sie ernsthaft, Sie kriegen mich damit? Wissen Sie, wie viele Leute schon behauptet haben, irgendetwas über den Fall zu wissen? Jeder will irgendetwas gesehen oder gehört haben. Ich brauche schon einen Beweis, um zu entscheiden, ob das hier meine Aufmerksamkeit wert ist.«

Er zwinkert mir zu. Wahrscheinlich glaubt er, wir sind Bonnie und Clyde. Zwei Verschworene, die gemeinsame Sache machen.

»Glauben Sie mir, Engelchen. Dieses Mal ist alles anders. Ich liefere Ihnen nicht nur irgendeinen Beweis. Ich liefere das, was Sie seit anderthalb Jahren suchen.«

Hofer leckt sich über die spröden Lippen wie ein Raubtier, das sein Maul säubert.

»Ich sage Ihnen, wo Sie das Mädchen finden. Oder zumindest das, was von ihr jetzt noch übrig ist.«

KAPITEL 3

Anna

Wäre Traurigkeit ein Geruch, dann wäre es dieser hier: Schweiß, ungewaschene Haare und Maggigewürz. Den Duft meiner Familie würde sicher niemand freiwillig kaufen. Aschenputtel ist wieder da, wo sie hingehört. Ironischerweise liegt unsere Wohnung in der Prinzenstraße, nur gibt es hier weit und breit keine Prinzen außer meinen kleinen Bruder Leon. Ich reiße das Fenster in dem winzigen Flur auf und sauge die eiskalte, klare Luft ein, wie ein Taucher, der kurz durch die Wasseroberfläche stößt. Der Abendhimmel sieht aus wie ein ruhiger See. Nur ein paar vereinzelte Wolken am Horizont stören die ansonsten perfekte, blaue Fläche.

»Die Heizung ist an!« Der kleine Prinz streckt seinen Lockenkopf aus seiner Zimmertür und sieht mich mit seinen großen Augen vorwurfsvoll an. »Wir sollen doch die Fenster nicht aufmachen, wenn die Heizung an ist!«

»Du sollst sie nicht stundenlang auflassen, aber Stoßlüften ist okay! Hast du schon etwas gegessen?«

»Einen Toast mit Käse und Nutella«, erwidert Leon. Ich verziehe das Gesicht, als hätte ich körperliche Schmerzen. Zumindest klingt Leons aktuelle Lieblingsspeise für mich nach Körperverletzung.

»Etwas Richtiges, meine ich. Was Warmes.«

»Hab den Toast in die Mikrowelle gelegt. Das ist doch warm.«

»Was hältst du von Fischstäbchen mit Kartoffeln und ein paar Erbsen?«, schlage ich vor.

»Minus Erbsen. Dann ist es okay«, sagt Leon.

»Deal.«

Fischstäbchen gab es vor drei Wochen im Angebot, nachdem eine große Zeitung wieder von der Schwermetallbelastung darin berichtet hat. Ich habe das halbe Eisfach damit gefüllt. Noch hängen sie meinem Bruder glücklicherweise nicht zum Hals raus.

Ich öffne den Schrank neben der Wohnungstür. Er ist vollgestopft mit Mänteln, Mützen, Schals und Schuhen. Auch Julis Sachen sind noch da. Ihr pinker Schal, den sie selbst gestrickt hat und dessen Maschen alle unterschiedlich groß sind. Die Wollmütze, die sie im Winter fast nie abgesetzt hat. Ihre schwarze Jeansjacke mit dem Flicker am Ellbogen.

Ich schiebe meine Stiefel in die letzte Lücke auf einem der Regalböden und knalle die Tür so fest zu, dass der ganze Schrank wackelt. Leon steht noch immer in seiner Zimmertür und malt mit seinem rechten Fuß Kreise auf das Laminat im Flur. Ich spüre, dass er etwas sagen will, aber sich noch nicht durchringen kann. Manchmal müssen die Worte in seinem Hals erst wachsen. Also gehe ich vor ihm in die Hocke, nehme seine kleinen Hände und warte.

»Anna«, sagt Leon schließlich mit zitternder Stimme.

»Ja?«, flüstere ich.

»Es blitzt und donnert heute.«

Manchmal tut die Wahrheit zu weh, um sie laut auszusprechen. Deshalb sagt Leon: »Es regnet«, statt: »Mama weint«. Er sagt: »Es stürmt«, anstatt: »Mama ist wieder wütend und hat mich angeschrien«.

Die letzten Wochen war der Himmel bei uns zu Hause trüb, aber immerhin ist es trocken geblieben. Mama hat sich abends mit uns an den Tisch gesetzt und es sogar geschafft, ein paar Bissen zu essen. Sie hat zwar kein Wort gesagt, aber

immerhin auch nicht geweint. Blitz und Donner gab es sicher schon drei Wochen lang nicht mehr.

»Verstanden, Wetterfrosch. Wie wäre es, wenn wir dir ein Hörbuch anmachen? Ich gehe kurz zu Mama und rede mit ihr. Und dann koche ich, und wir essen zusammen. Klingt das nach einem Plan?«

Leon lächelt mich schüchtern an und nickt. An seinen Eckzähnen kleben noch Reste von Nutella. Er setzt sich in das kleine Zelt in seinem Zimmer, das wir letztes Jahr auf einem Flohmarkt gefunden haben. Ich lege ihm seine Wolldecke auf den Schoß und schalte die Lichterkette an, die um das Gestänge gewickelt ist. Die winzigen Glühbirnen tauchen das Innenleben des Zelts in goldenes Licht. Wie gern würde ich jetzt zu ihm kriechen, den müden Kopf auf eines der flauschigen Kissen betten und mit ihm gemeinsam *Die drei ???* oder *Benjamin Blümchen* hören. Abenteuer, in denen am Ende immer die Guten gewinnen und jedes Rätsel gelöst wird. Ein bisschen heile Welt. Ganz anders als im echten Leben, wo unsere Schwester seit anderthalb Jahren spurlos verschwunden ist. Leon wählt eine der alten Kassetten aus. Wie fast alles in seinem Zimmer ist es ein Erbstück von mir oder Juli. Er wählt *TKKG und das Paket mit dem Totenkopf* und schiebt die Kassette in den alten Kassettenspieler. Während die ersten Takte des Einspielliedes anklingen, stehe ich auf und verlasse mit klopfendem Herzen das Zimmer.

»Mama?«

Wie immer ist die Tür zu ihrem Schlafzimmer geschlossen. Ich halte die Luft an und lausche. Nichts. Kein Atmen, kein Rascheln, kein laufender Fernseher. Hinter dem Holz ist es eigenartig still. Ich hab eine Heidenangst vor dieser Stille. Sie ist so viel unheimlicher als das Weinen oder ihr Schreien, weil ich weiß, dass die Stille eines Tages endgültig sein könnte. Offiziell

hat Mama noch nie versucht, sich umzubringen. Aber einmal habe ich sie dabei erwischt, wie sie eine ganze Handvoll Schlaf-tabletten zerkleinert und in eine Teekanne gefüllt hat. In letzter Sekunde konnte ich die Teeparty noch verhindern. Ich schlucke den Kloß in meinem Hals hinunter und klopfe.

»Ich weiß, dass du da drin bist«, sage ich. Noch immer keine Antwort. Trotzdem öffne ich die Tür vorsichtig und mache einen Schritt in das dunkle Zimmer hinein. Sie liegt im Bett. Sie liegt schon so lange da, dass die Matratze eine kleine Kuhle bekommen hat.

»Mama«, sage ich wieder, leiser dieses Mal, obwohl ich nicht glauben kann, dass die Frau, die da reglos im Bett liegt, tatsächlich meine Mutter ist. Es tut weniger weh, mir einzureden, dass sie erst nach Julis Verschwinden so geworden ist. Wütend. Traurig. Streitlustig. Hysterisch. Aber eine andere Wahrheit, die zu schmerzhaft ist, um sie laut auszusprechen, ist diese hier: Seit ich denken kann, trägt meine Mutter die Dunkelheit in sich herum. Es ist nur schlimmer geworden, seit Juli fort ist. Die Gewitter kommen seitdem viel häufiger und dauern länger.

»Du musst aufstehen und dich waschen. Ich helfe dir«, sage ich.

»Lass mich in Ruhe.« Unendlich langsam dreht sie den Kopf und lässt ihren Blick über mein Gesicht wandern. Wir haben dieselben Augen. Manchmal, wenn ich in den Spiegel schaue, erschrecke ich darüber, wie ähnlich ich ihr bin. Die Augen, die Nase, die ein bisschen zu groß geraten ist, die Grübchen in den Wangen. Ich will nicht aussehen wie sie. Also habe ich mir die Haare raspelkurz schneiden lassen. So kurz, dass ich meinen Schädel fühlen kann, wenn ich mit den Händen über die Haare streiche.

»Leon macht sich Sorgen um dich. Iss wenigstens ein bisschen was. Bitte.«

»Ich will nicht, Anna. Ich bin doch kein Kind, das du immer bemuttern musst«, presst sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Ich hasse es, dass ich sie um die einfachsten Dinge anbetteln muss. *Iss etwas. Kämm dir die Haare. Putz dir die Zähne. Wasch dein Gesicht.* Am liebsten würde ich sie an den dünnen Strähnen auf ihrem Kopf aus dem Bett zerren und sie in die Badewanne werfen. Ich stelle mir vor, wie das Badewasser ganz schwarz wird, weil ich die Traurigkeit und die Wut einfach von ihr abspüle und die Mutter, die ich mir so sehr wünsche, unter all dem Dreck endlich zum Vorschein kommt.

»Wenigstens ein Brot, Mama. Nimmst du deine Tabletten jeden Tag?«

»Die tun mir nicht gut. Die betäuben mich nur. Packen alles in Watte.«

Ich kann einen der Blister auf ihrem Nachttisch sehen. Acht Tabletten. Genau wie gestern Morgen. Scheiße. Ich hätte besser darauf achten müssen, ob sie die Tabletten nimmt.

»Denkst du, ich weiß nicht, dass ihr unter einer Decke steckt? Du und der Arzt? Hast du Leon da auch mit reingezogen? Was habt ihr dem Doktor gesagt, damit er mir den ganzen Mist verschreibt?« Sie greift nach der Packung und drückt eine der Tabletten aus dem Blister heraus. Die Tablette fliegt nur Zentimeter an meinem Gesicht vorbei und prallt mit einem Klirren gegen die Fensterscheibe. Die nächste trifft mich an der rechten Wange. Die danach an meiner linken Schulter. Wie festgefroren stehe ich da und lasse Tabletten auf mich regnen. Mama lacht. Nicht dieses warme, helle Lachen, das ich so vermisse. Es klingt kalt und spitz wie ein Eispickel, der durch mein Trommelfell sticht.

»Wenn die so toll sind, dann friss sie doch selbst!«, ruft sie und wirft mir ihre Munition an die Stirn. »Nimm am besten all die Scheißpillen auf einmal.«

»Wo gehen wir hin?«, fragt Leon fünf Minuten später an der Tür. »Will Mama gar nicht mit?«

»Ist eine Überraschung. Es ist kalt draußen, zieh deine Mütze lieber an. Und nein, Mama kommt nicht mit.« Meine Stimme zittert. Sie sollte nicht zittern, immerhin habe ich in diesem beschissenen Film schon Hunderte Mal mitgespielt. Ich sollte mittlerweile abgestumpft sein und mich nicht mehr so leicht schocken lassen. Aber irgendwie erwischt es mich trotzdem immer wieder kalt.

Wenn Mama wütend ist, dann treffen Donner und Blitze auf alles, was ihr zu nahe kommt. Vor allem mich.

»Ich wünschte, du wärst verschwunden. Nicht Juli. Nicht meine Juli«, hat Mama kurz nach dem Verschwinden gesagt, als es in ihrem Kopf gewittert hat.

Manchmal wünsche ich mir dasselbe. Einfach nicht mehr zu existieren.

»Kommst du?«, fragt Leon an der Wohnungstür.

Mein kleiner Bruder schiebt seine Hand in meine geballte Faust. Er balanciert auf dem Bürgersteig neben mir und springt über die Ritzen zwischen den Steinen. Im Augenwinkel kann ich nur seine bananengelbe Mütze sehen.

»Gehen wir morgen wieder schwimmen?«, fragt er.

»Klar.«

»Gut. Letzte Woche hast du es nämlich vergessen.«

»Tut mir leid, Großer.«

»Schon okay. Was machen wir denn jetzt? Was ist die Überraschung?«

Am liebsten würde ich mit ihm einfach weiterlaufen und mich nicht mehr umdrehen. So weit weg, wie es nur geht von dieser Wohnung, die nach Traurigkeit stinkt. Aber es ist kalt. Leons kleine Hand zwischen meinen Fingern fühlt sich jetzt schon durchgefroren an. Wir müssen irgendwohin, wo es

warm ist. Wenigstens noch ein oder zwei Stunden überbrücken, bis der Wutklumpen in meinem Bauch geschrumpft ist.

»Ich dachte, wir essen vielleicht mal wieder eine Pizza?«

Seine Augen werden riesig.

»Tiefkühlpizza? Oder echte?«

»Echte Pizza. Mit Käserand.« Mit der freien Hand taste ich nach den Geldscheinen in meinem Mantel. Über zweihundert Euro hat Henri Westrup mir gezahlt. Eine Pizza geht schon in Ordnung, rede ich mir ein. Morgen fange ich an, nach einem neuen Job zu suchen und Bewerbungen zu schreiben. Das einzige Restaurant im Ort ist ein Italiener mit Plastiktischdecken und Fake-Rosen in weißen IKEA-Vasen. Leon tut so, als würde er die Karte studieren, dabei gibt es für ihn nur eine wahre Pizza.

Große Salami mit doppelt Käse. Ich bestelle bloß eine kleine Margherita, weil ich weiß, dass er sowie nicht aufessen wird. Wir holen uns zwei Coladosen aus dem Kühlschrank und setzen uns an einen der Fensterplätze. Während wir auf unser Essen warten, beobachten wir die Straße.

»Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist gelb«, flüstert Leon und blinzelt mich zweimal an. Weil er sich so freut, zähle ich alle möglichen Dinge auf, die auch nur im Entferntesten gelb sind, außer seiner Mütze, die neben ihm auf der Fensterbank liegt.

»Die Straßenlaterne?«, frage ich.

»Nö.«

»Das Taxi?«

Er schüttelt den Kopf, und sein Grinsen wird mit jeder falschen Antwort breiter. Der einzige Kellner im Restaurant bringt unsere beiden Pizzen an den Tisch.

Es gibt wahrscheinlich keine wissenschaftlichen Studien darüber, aber der geschmolzene Käse auf meiner Pizza wirkt

besser als Beruhigungstabletten. Nach jedem Bissen wird der harte Klumpen aus Wut in meinem Bauch weicher. Ich beiße gerade in das letzte Stück, als das Handy in meiner Manteltasche klingelt.

»Willst du nicht rangehen?«, fragt Leon und reibt sich genüsslich über den runden Bauch.

»Nicht so wichtig«, sage ich und stelle das Handy stumm. Ich lege es mit dem Bildschirm nach oben auf den Tisch, damit ich weitere Anrufe oder Nachrichten zumindest sehen kann. Das Display wird kurz dunkel, nur um dann sofort wieder aufzuleuchten. Ein neuer Anruf. Leon steht auf, dreht den Kopf und liest den Namen.

»Was hat Mama denn?«, fragt er.

»Ich weiß es nicht, Leon. Ich will gerade nicht mit ihr sprechen.« Solange ich den Anruf nicht annehme, kann ich mir vorstellen, dass sie sich entschuldigen will. Dass sie sagt: »Tut mir leid, Liebes. Ich hab das nicht so gemeint. Morgen mache ich einen Termin beim Arzt. Komm bitte zurück nach Hause.«

Er verzieht das Gesicht.

»War sie auch gemein zu dir?«, flüstert er.

Das Display wird endlich wieder schwarz.

»Was hältst du von einem Nachtschiff?«, frage ich. Obwohl er die Pizza nicht ganz geschafft hat, besitzt Leon einen Zweitmagen für Dessert. Er greift nach der Karte, als das Handy wieder aufleuchtet.

»Geh besser ran«, sagt er ängstlich und legt die Karte sofort wieder weg.

Ich will ihre Stimme jetzt nicht hören. Der Wutklumpen, den der Käse geschmolzen hat, ist sofort wieder da. Doppelt so groß wie vorher drückt er gegen meine Magenwände und lässt mich würgen. Aber vielleicht braucht Mama Hilfe.

Mein Daumen zittert, als ich den grünen Hörer auf dem

Bildschirm nach oben nehme und den Anruf schließlich annehme.

»Anna?«, ihre Stimme überschlägt sich. »Du musst sofort nach Hause kommen. Die Polizei ist hier.«

Mein ganzer Körper wird taub.

Sie spricht die Worte nicht aus.

Aber ich kann sie trotzdem hören.

Sie haben Juli gefunden.

Ich lege das Geld für die Pizzen auf den Tisch und sage Leon, er soll seine Jacke wieder anziehen. Wahrscheinlich bin ich viel zu laut, schreie sogar, denn er reißt die Augen auf und fängt an zu weinen. Die wenigen Menschen, die heute Abend im Lokal sind, starren uns entgeistert an.

Es tut mir leid. Ich nehme seine Hand, und wir rennen los. Draußen regnet es in Strömen. Dicke, kalte Tropfen schlagen auf unsere Köpfe, auf unsere Haut und den Asphalt. Schon auf den ersten Metern werden wir klitschnass.

Wie passend das alles ist, denke ich.

Juli hat den Regen geliebt. Viel mehr als die Sonne. Sie sagte immer, der Regen lässt die Zeit stillstehen. Sie konnte dann stundenlang auf ihrem Bett vor dem Fenster sitzen, in einem Buch lesen und dabei dem Prasseln zuhören.

Wie passend, dass es regnet.

Jetzt, da sie endlich wieder zu uns nach Hause kommt.